



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Renner, Robert: Die Bevölkerungsfrage der südafrikanischen Union

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Bevölkerungsfrage der südafrikanischen Union

Von Robert Renner



Die Ureinwohner Südafrikas waren bekanntlich, wie heute allgemein angenommen wird, die Buschmänner. Diese Rasse ist hoffnungslos dem Untergang geweiht, denn sie ist gänzlich außerstande, sich in die modernen Kulturverhältnisse einzufügen. Die Buschmänner sind ein auf der denkbar tiefsten Stufe menschlicher Wesen stehendes Volk von Jägern; da ihnen heute in weiten Gebieten Südafrikas das Wild fehlt, leben sie vom Viehdiebstahl, und es versteht sich von selbst, daß sie mit Gewalt daran gehindert werden. Zahllose Versuche sind gemacht worden, sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen, aber stets mit gänzlichem Mißerfolg. Es dürfte heute kaum noch ein paar tausend Buschmänner in der Union geben und in absehbarer Zeit werden sie ganz verschwunden sein. Die Buschmänner scheiden somit bei den Problemen der farbigen Einwohner aus.

Eine jüngere Rasse als die Buschmänner sind die Hottentotten. Über ihre Abstammung wird viel gestritten; die verschiedenen Ansichten darüber brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Zweifellos waren sie längst vor Christi Geburt im heutigen Gebiet der Union ansässig. Ihre Zahl hat sich, seit die Weißen den Boden Südafrikas betraten, sehr vermindert, teils infolge von Kämpfen mit den Europäern, teils infolge fortwährender Kämpfe mit den Buschmännern, teils infolge innerer Fehden und namentlich infolge von Seuchen, zum Beispiel den Blattern. Im übrigen gehen die Hottentotten nicht wie die Buschmänner an der Kultur selbst zugrunde, sie sind bis zu einem gewissen Grade anpassungsfähig an die durch die europäische Einwanderung hervorgerufenen Änderungen in den Verhältnissen, wie sie überhaupt von vornherein auf einer wesentlich höheren Stufe als die Buschmänner standen. Während diese nur den Hund als Haustier hielten, waren sie stets geschickte Viehzüchter und hielten Rinder, Schafe und Ziegen. Sie sind heute noch besonders brauchbar als Hirten, Pferdewärter usw. Die Zahl der Hottentotten reiner Rasse ist in der Union heute sehr gering und auch sie spielen bei den Schwierigkeiten der Eingeborenenfragen direkt keine Rolle mehr. Sie haben sich aber sehr mit anderen Rassen vermischt und ihre Abkömmlinge sind sehr zahlreich; wir werden auf diese noch zu sprechen kommen.

Eine außerordentlich dornenvolle Frage aber ist die, was aus den in der südafrikanischen Union ansässigen Bantuvölkern, den Schwarzen oder, wie sie allgemein genannt werden, den Rassen, werden soll. Diese Stämme stellen keine Ureinwohner Südafrikas dar; sie sind Einwanderer aus Zentralafrika. Wann sie auf ihrem Marsch nach Süden den Zambesi überschritten haben, ist sehr unsicher; der große südafrikanische Historiker Mac Call Theal nimmt an, daß dies bereits hundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung geschah. Über den Limpopo sind sie wahrscheinlich erst in nachchristlicher Zeit vorgerückt. Noch um 1500 waren sie nur in einem sehr kleinen Teil der heutigen Union, in einem schmalen Küstenstrich an der Ostküste, ansässig. Diese Eindringlinge stehen wiederum auf einer viel höheren Stufe als die Hottentotten. Sie nehmen einen gewissen Grad von Kultur ohne sonderliche Schwierigkeit an und manche davon haben schon

Proben großer Bildungsfähigkeit abgelegt. — In früheren Zeiten sorgten verschiedene Umstände dafür, daß ihre Zahl nicht überhand nahm; fortgesetzte innere Kämpfe, häufige Tötung der neugeborenen Kinder, zahllose Hinrichtungen wegen Verdachts der Zauberei oder aus reiner Mordsucht eines grausamen Häuptlings und schließlich verheerende Seuchen räumten furchtbar unter ihnen auf. Unter der heutigen gesitteten Regierung hat sich das alles natürlich gründlich geändert und die Kaffern vermehren sich heute in geradezu beängstigender Weise. Die Volkszählung des Jahres 1904 ergab 3 491 056 Kaffern, die von 1911 4 019 006, eine Zunahme von 527 950, oder 15,12 Prozent in 7 Jahren. Wenn ihre Vermehrung in gleichem Tempo fortschreitet — und man darf in Anbetracht ihrer sich stetig verbessernden hygienischen Lebensverhältnisse eher mit einem schnelleren als langsameren Tempo rechnen — so würde ihre Zahl dieses Jahr bereits 4 800 300 betragen. — Für das Handeltreiben haben die Schwarzen bisher wenig Geschick und Neigung gezeigt. Am besten liegt ihnen Landwirtschaft und Viehzucht. Viele von ihnen leben in Reservationen, viele als Arbeiter und kleine Pächter auf den Landgütern von Europäern, viele sind als Arbeiter in den Bergwerken, auf den Eisenbahnen, an den Hafenplätzen, in verschiedenen Industrien und Gewerben tätig und viele sind als Dienstboten in den Städten angestellt. Und diese ständige enge Verührung mit den Weißen birgt eine noch größere Gefahr in sich als ihre rasche Vermehrung. Sie sehen, daß die Weißen mehr verdienen, besser gekleidet sind, besser wohnen und essen als sie, und sie werden mit ihrer Lage unzufrieden. Sie halten sich, meistens mit Unrecht, manchmal auch mit Recht, für befähigt, die gleiche Arbeit zu leisten, wie die Europäer, und es fehlt auch unter ihnen nicht an Agitatoren, die ihnen vorhalten, daß die Weißen sie mit Gewalt in einer untergeordneten, dienenden Stellung festhalten, um sie auszubuten. Es kommt den Aufwieglern dabei zu statten, daß die Behandlung der Kaffern, trotzdem die Union nun bald zehn Jahre besteht, in den verschiedenen Provinzen noch immer nicht einheitlich ist, weder in bezug auf politische noch auf Arbeitsverhältnisse. Nehmen wir zuerst die politische Stellung der Kaffern. In der Kap-Provinz können sie das aktive Wahlrecht zum Parlament ausüben, wenn sie notdürftig englisch lesen und schreiben können und ein gewisses — sehr geringfügiges — Maß von Wohlstand besitzen. In der Natalprovinz steht ihnen zwar das Wahlrecht ebenfalls zu, aber die Bedingungen sind so verklausuliert und schwer zu erfüllen, daß die Sache so gut wie ganz auf dem Papier steht. Im Transvaal und in der Oranjeskolonie haben sie keinerlei Stimmrecht. Weder die Besteuerung der Kaffern, noch ihre Freizügigkeit, noch ihr Recht, Ländereien zu erwerben, ist in der Union einheitlich geregelt. Auch in anderer Hinsicht bestehen in verschiedenen Teilen des Landes die größten Unterschiede. In manchen Städten genießen die Kaffern weitgehende Freiheit, in anderen bestehen für sie die drückendsten Bestimmungen. In Johannesburg zum Beispiel müssen sie jederzeit einen Paß bei sich tragen und auf Verlangen eines Polizisten vorzeigen; sie dürfen nicht auf den Bürgersteigen gehen, sondern müssen die Fahrdämme benutzen; sie dürfen nach 9 Uhr abends nur mit einem besonderen Erlaubnischein ihre Wohnungen verlassen; sie dürfen nicht die gleichen Eisenbahn- und Straßenbahnwagen wie die Europäer benutzen.

Wenden wir uns nun zur Frage der Arbeitsbedingungen, so finden wir, daß die Kaffern wohl in der Landwirtschaft zu so gut wie allen vorkommenden

Arbeiten zugelassen werden, nicht aber in den Fabriken, Bergwerken, Handwerksbetrieben usw. Hier haben sie mit der Eifersucht (oder vielleicht richtiger, dem Brotneid) der Europäer zu kämpfen. Am wenigsten tritt dies in der Kap-Provinz in die Erscheinung, am meisten in der Transvaal-Provinz, und hier wieder am schärfsten in den Bergwerken. Die weißen Arbeiter auf den Grubenfeldern verlangen kategorisch, daß alle geschulte Arbeit ihnen allein vorbehalten werde und lassen sich in dieser Beziehung auf keinerlei Verhandlungen ein. Vergebens hält man ihnen vor, daß die Arbeiterschaft das freie Recht auf Arbeit auf ihre Fahne geschrieben habe. Sie wissen nur zu gut, daß die Kaffern infolge ihrer größeren Bedürfnislosigkeit die Löhne bald erheblich drücken würden, wenn sie zur geschulten Arbeit zugelassen werden, und der Trieb zur Selbsterhaltung ist mächtiger als alle theoretischen Erwägungen. Sie gehen so weit, daß sie sogar das Anschärfen der Bohrstäbe als geschulte Arbeit angesehen wissen wollen. Bei den Kaffern aber gärt es schon seit einiger Zeit und niemand kann voraussehen, was sich aus diesem eigentümlichen Verhältnis noch ergeben wird.

Botha erwog im Jahre 1913 ernsthaft die Möglichkeit, die Weißen und die Schwarzen ziemlich weitgehend räumlich von einander zu trennen. Er wollte eine Reihe von Reservationen schaffen, die dauernd im Besitz der Kaffern verbleiben sollten und in denen den Weißen die Niederlassung nur ausnahmsweise und vereinzelt gestattet werden sollte. Der Krieg hat den Plan gestört und es ist inzwischen wieder still davon geworden. Auch ist nicht recht einzusehen, daß damit eine für längere Zeit vorhaltende Lösung des schwierigen Eingeborenenproblems gegeben worden wäre.

Eine weitere äußerst schwierige Frage ist die der „Farbigen“. In Südafrika unterscheidet man nämlich zwischen den Schwarzen (Kaffern) und Farbigen. Die Letzteren schließen außer den nur noch wenig zahlreichen Buschmännern und Hottentotten auch Indier, Eingeborene von St. Helena, Malaien, Madagassen usw. ein. Im engeren Sinn aber versteht man in Südafrika unter „Farbigen“ die Mischlinge, die Abstammlinge von Verbindungen zwischen Weißen und Hottentotten, Kaffern usw. Die Farbigen vermehren sich noch rascher als die Kaffern. Im Jahre 1904 zählte man in der Union 567 962, im Jahre 1911 bereits 678 146, was eine Zunahme von 19,4 Prozent in sieben Jahren bedeutet. Weit aus der größte Teil davon lebt in der Kap-Provinz. In der Natal- und Dranjesprovinz leben verhältnismäßig wenige, im Transvaal zählte man 1911 etwa 50 000. In der Kap-Provinz haben sie das parlamentarische Wahlrecht, im Transvaal nicht. Man hat aber nie gehört, daß sie es im Transvaal stürmisch verlangt hätten. Die Schwierigkeiten liegen nicht so sehr auf politischem, als auf sozialem Gebiet. Sie dünken sich weit über die Kaffern erhaben und werden infolgedessen von diesen gehaßt und angefeindet; von den Weißen aber werden sie so ziemlich in gleicher Weise wie die Kaffern behandelt. Kein Weißer verkehrt mit ihnen auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit. Auch sie dürfen im Transvaal keinen Eisenbahn- oder Straßenbahnwagen benutzen, der den Weißen vorbehalten ist. In der Kapkolonie werden sie zwar zu geschulter Arbeit allgemein zugelassen, es kommt aber auch hier nicht selten vor, daß weiße Arbeiter sich weigern, Seite an Seite mit ihnen zu arbeiten. Im Transvaal stoßen sie bei dem Versuch, geschulte Arbeit zu erlangen, auf den gleichen starren Widerstand

der europäischen Arbeiter, wie die Kaffern. Beispielsweise brachte kurz vor dem Kriege ein deutscher Herr einen farbigen Chauffeur nach Johannesburg; dieser wurde von seinen europäischen Kollegen schwer mißhandelt, und es fehlte wenig, daß sein Automobil zertrümmert worden wäre.

Der Abneigung gegen die Farbigen ist übrigens eine gewisse Berechtigung nicht abzuspochen. Sie sind, wie die meisten Mischlinge, keine sonderlich anziehenden Naturen. Sie sind vielfach unverschämt, lügnerisch, diebisch, brutal und faul. In den südafrikanischen Strafgerichtshöfen stellen sie ein unverhältnismäßig hohes Kontingent. Auch wirft man ihnen vor, daß bei ihnen hauptsächlich die Unruhmisster zu finden seien, die die Kaffern gegen die Weißen aufheizen.

In englischen Kreisen wird vielfach die Ansicht vertreten, daß der Grund, warum die Farbigen moralisch minderwertig seien, in den Verhältnissen liege. Ihre unglückselige Zwitterstellung zwischen Kaffern und Weißen, die für sie nur in geringem Maße vorhandene Möglichkeit, in eine gute Stellung aufzurücken und es den Weißen gleich zu tun, mache sie unzufrieden und streitsüchtig. Man müsse ihnen mehr Gelegenheit geben, sich zu bilden und die Europäer müßten ihr Vorurteil gegen sie überwinden, dann könne man nützliche Mitglieder der Gesellschaft aus ihnen machen. — Einige Berechtigung muß dieser Anschauung wohl zugestanden werden, aber es ist kaum zu erwarten, daß die Weißen in Südafrika in absehbarer Zeit bereit sein werden, die Schranke, die sie von den Farbigen trennt, fortzuräumen. Sie handeln dabei, vielleicht unbewußt, in dem Gefühl, daß eine Verbindung zwischen Weißen und Farbigen eben ein Uding ist, das sich in den Kindern rächt und daß die Vorherrschaft der weißen Rasse in Südafrika nur durch eine scharfe Trennung zwischen Weißen und Farbigen gesichert werden kann.

Einstweilen aber gibt es auf die Frage, was aus den Mischlingen schließlich noch werden soll, leider keine Antwort.

Zu diesen so außerordentlich schwer zu lösenden Problemen gesellt sich noch die Sonderfrage. In der Union leben zurzeit etwa 150 000 Inder; die meisten davon leben in der Natalprovinz, wo ihre Zahl etwa 120 000 beträgt und die der Weißen übersteigt; etwa 10 000 leben im Transvaal; der Rest verteilt sich auf die Kap-Provinz und die Oranjesprovinz; in der letzteren ist ihre Zahl ziemlich gering.

Die Inder würden sehr wahrscheinlich noch heute der Zahl nach in der Union keine Rolle spielen, wenn man ihre Einwanderung nicht ursprünglich gefördert hätte. Als sich, vor nunmehr über 50 Jahren, der Plantagenbetrieb in dem Küstengebiet von Natal auszudehnen begann, in dessen subtropischem Klima der Weiße schwere Feldarbeit nicht leisten kann, wurden naturgemäß zuerst Kaffern als Arbeiter verwandt, aber diese befriedigten nicht, da sie sich meist nicht auf längere Zeit verdingen wollten, sondern fast immer gerade dann den Dienst verließen, wenn sie am nötigsten gebraucht wurden. Man verfiel daher auf den Ausweg, indische Kulis anzuwerben, die auf eine bestimmte Anzahl von Jahren verpflichtet wurden und nach Ablauf ihrer Dienstpflicht auf Kosten ihrer Dienstherrn nach Indien zurückbefördert werden sollten. Vielen davon gefiel es jedoch in dem neuen Lande so gut, daß sie auf die Heimbeförderung verzichteten, sich in Natal niederließen und ihre Familien nachkommen ließen. Manche verdienten

ihr Leben als Gemüsegärtner, Dienstboten und dergleichen, aber bei weitaus den meisten kam ihr angeborener Hang zum Handeltreiben zum Durchbruch. Bei ihrem Geschick, ihrer großen Genügsamkeit und Sparsamkeit kamen sie fast ausnahmslos gut vorwärts und viele wurden wohlhabend, ja sogar vermögend. Sie beschränkten sich bald nicht mehr auf Natal, wo heute ein großer Teil des Kleinhandels in ihren Händen ist, sondern wanderten auch nach anderen Teilen Südafrikas aus. Besonders aber fühlten sie sich von dem Transvaal mit seinen Goldfeldern und den dortigen großen Möglichkeiten des Handeltreibens angezogen.

In Natal und der Kap-Provinz sieht man zwar die indischen Händler nicht gern, man betrachtet sie aber als notwendiges Übel und läßt sie gewähren. Anders im Transvaal. Wir haben schon gesehen, daß man sich hier weit strenger gegen die Farbigen (hier ist das Wort im weiteren Sinne angewandt) abschließt als im übrigen Südafrika. Schon als der Transvaal noch eine unabhängige Republik war, wurde versucht, die Einwanderung von Indern zu verbieten, doch mußte es unterbleiben, da England unter Hinweis auf die vertraglich gesicherte Meistbegünstigung seiner Staatsangehörigen dagegen Einspruch erhob. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß das Einwanderungsverbot tatsächlich erging, als der Transvaal englische Kronkolonie geworden war. Auch ist den Indern der Erwerb von unbeweglichem Eigentum verboten. Die bereits im Lande ansässigen Inder konnte man natürlich nicht mehr loswerden.

Da trotz des Einwanderungsverbots fortgesetzt Inder über die Transvaalgrenze kamen und da es sehr schwer war, dieser Leute habhaft zu werden, so erließ die Transvaal-Regierung sehr rigorose Gesetze, laut denen jeder Inder stets einen Paß bei sich führen mußte, der die Daumenabdrücke des Inhabers aufwies. Die Inder erklärten diese Maßregel für entwürdigend und traten in die „passive Resistenz“ ein, das heißt, sie weigerten sich, Pässe zu lösen, und ließen sich einfach verhaften und einsperren. Aber auch die Inder in Natal unterstützten ihre Landsleute im Transvaal, indem sie in hellen Haufen über die Grenzen kamen; wurden sie per Bahn abgeschoben, so kamen sie zu Fuß wieder zurück. In kurzer Zeit waren die Gefängnisse mit Indern überfüllt und die Regierung hatte durch die passive Resistenz nicht nur endlose Scherereien, sondern auch große Kosten. Sie ließ sich daher auf Verhandlungen mit den Indern ein, deren Einzelheiten zu schildern hier zu weit führen würde. Es wurden den Indern gewisse Erleichterungen gewährt und sie stellten die passive Resistenz ein.

In der Union ist der Frieden seitdem leidlich gewahrt worden, aber in Indien herrscht eine sehr große Unzufriedenheit über die Stellung, welche die Inder in Südafrika einnehmen. Der britischen Regierung ist dies keineswegs angenehm, aber ihrem Prinzip getreu, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Dominions zu mischen, will sie natürlich nicht durch einen Machtspruch zugunsten der Inder eingreifen. Sie hat sich darauf beschränkt, bei der Regierung der Union freundschaftliche Vorstellungen zu erheben, und diese hat sich nunmehr bereit erklärt, die Klagen der Inder durch eine Kommission untersuchen zu lassen.

Aber während dieser beliebte Verlegenheitsausweg noch nicht einmal beschritten ist, hat sich schon eine neue Komplikation ergeben. Wie weiter oben erwähnt, ist es den Indern im Transvaal nicht erlaubt, Grundbesitz zu erwerben. Sie haben in den letzten Jahren das Gesetz zu umgehen gewußt,

indem sie Aktiengesellschaften bildeten und auf deren Namen Grundeigentum kauften. Auf diese Weise sind bereits einige Duzend indische Aktiengesellschaften entstanden, die Grundeigentümer sind. Als die Regierung auf diese Machenschaften aufmerksam wurde, verbot sie durch ein vom Parlament genehmigtes Gesetz letztes Jahr auch den indischen Aktiengesellschaften den Erwerb von unbeweglichem Eigentum. Immerhin wurden durch dieses Gesetz die Eigentumsrechte, die vor dessen Inkrafttreten bestanden, nicht angetastet. — Nunmehr hat aber ein Gericht im Transvaal entschieden, daß auch die früheren Grundkäufe ungeseklich und ungültig seien, denn sie seien eine Umgehung und Verhöhnung des früheren Gesetzes gewesen, das den Indern den Grunderwerb untersagte. Aber damit noch nicht genug. Fast zu gleicher Zeit hat ein Gerichtshof in Portchefstroom entschieden, daß die Munizipalverwaltung berechtigt sei, einem Inder eine Handelslizenz vorzuenthalten, da die Inder für die europäischen Einwohner eine Belästigung und einen Schaden darstellen, mithin unerwünschte Mitbürger seien.

In beiden Fällen ist zwar Berufung eingelegt worden, und es ist möglich, daß die höheren Instanzen anders entscheiden. Aber die Aufregung unter den Indern ist begreiflicherweise sehr groß und sie drohen bereits wieder mit passiver Resistenz. Auch in Indien haben diese Vorfälle große Erregung hervorgerufen.

Die indische Presse nimmt bei Besprechung der südafrikanischen Frage gern den Standpunkt ein, daß gegen die Inder nichts weiter vorliege, als ein unwürdiger und ungerechtfertigter Rassenhaß. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß die den Südafrikanern in so großem Maße eigene Exklusivität gegenüber allen Farbigen zur Verschärfung der Lage beiträgt, aber daneben gibt es andere Gründe. Man wirft den Indern vor, daß sie durch ihre unreinlichen Lebensgewohnheiten eine Gefahr für die öffentliche Gesundheitspflege bedeuten und daß sie es mit Treu und Glauben im Handel sehr wenig genau nehmen. Beide Vorwürfe sind nicht ohne Berechtigung, aber letzten Endes kommt es bei der Ausschließung der Inder doch wieder auf eine Äußerung des Selbsterhaltungstriebes heraus. Wo der indische Kleinhändler sich niederläßt, muß der Weiße fast immer weichen, denn er kann mit der unglaublichen Bedürfnislosigkeit und Einfachheit der Lebenshaltung des ersteren keinen Wettbewerb aufnehmen.

Als ob es mit allen diesen verwickelten Fragen noch nicht genug wäre, muß nunmehr sogar das Inderproblem bei dem sich jetzt abspielenden Kampf um die parlamentarische Macht herhalten. Dabei haben alle drei großen Parteien einen abweichenden Standpunkt. Die Unionisten sind für die Duldung der Inder; die südafrikanische Partei hält zwar daran fest, daß keine weiteren Asiaten in Südafrika zugelassen werden dürfen, will jedoch die Rechte der bereits im Lande ansässigen nicht angetastet wissen; die Nationalisten aber verlangen neuerdings die Ausweisung sämtlicher Inder aus der Union und Enteignung ihres Eigentums unter Gewährung angemessener Entschädigungen!

Die Staatsmänner, die schließlich berufen sein werden, einen gangbaren Ausweg aus diesem Irrgarten von Rassengegensätzen, wirtschaftlichen Kämpfen und politischen Zänkereien zu finden, stehen geradezu vor gigantischen Aufgaben.